

SHONDA RHIMES

**DAS JA-EXPERIMENT**

**»YEAR OF YES«**



SHONDA RHIMES

**DAS** *Ja* **EXPERIMENT**

»YEAR OF YES«

Wie ein kleines Wort  
dein Leben ändern kann!

Aus dem Amerikanischen  
von Elisabeth Schmalen

**HEYNE** <

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel *Year of Yes* bei Simon & Schuster, New York. SIMON & SCHUSTER and colophon are registered trademarks of Simon & Schuster, Inc. All rights reserved.

Zum Schutz genannter Personen wurden manche der Namen anonymisiert und charakteristische Züge verändert. Außerdem wurden die Eigenschaften verschiedener Personen manchmal zu einer Figur verdichtet. Die zeitliche Abfolge bestimmter Ereignisse wurde verändert, und sie wurden manchmal neu arrangiert, kombiniert oder zusammengefasst. Die Autorin ist weder wirklich alt, noch ist sie wirklich eine Lügnerin.

Zitate aus den Serien *Grey's Anatomy* und *Private Practice* wurden abgedruckt mit freundlicher Genehmigung von ABC Studios.

Die Verlagsgruppe Random House weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.

Eine Haftung des Verlags für externe Links ist stets ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967

Deutsche Erstausgabe Oktober 2016  
© 2015 by Ships At A Distance, Inc.  
© der deutschsprachigen Ausgabe 2016  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
Redaktion: Amelie Roth, München  
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München  
Umschlagfoto: © Corbis Outline / James White  
Satz: Schaber Datentechnik, Austria  
Druck und Bindung: CPI books, Leck  
Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-20130-9

www.heyne.de

*Für Harper, Emerson und Beckett,*

möge jedes Jahr ein Ja-Experiment sein.  
Möget ihr eine Zukunft erben, in der nicht mehr  
von euch verlangt wird, eine EDAI zu sein.  
Und wenn die Zukunft da ist und es noch nicht  
so weit ist, zieht los und zettelt eine Revolution an.  
Mama sagt, ihr schafft das.

*Für Delorse,*

weil du mir die Erlaubnis erteilt hast,  
meine eigene, private Revolution in Gang zu setzen.  
Und weil du jedes Mal Ja sagst und kommst,  
wenn ich nach dir rufe. Du bist die EDAI unserer Familie –  
wir fünf, die nach dir kamen, sind dankbar für  
die zweiten Chancen, die wir dank dir erhalten haben.



Ich hatte das Bedürfnis nach einer Veränderung,  
dem sich im Zentrum meines Denkens eine Straße bahnte,  
mit der Gewalt eines Bulldozers.

MAYA ANGELOU

Wenn du willst, dass dir so ein Mist nicht mehr passiert,  
musst du einfach aufhören, allen Mist zu akzeptieren,  
und wählerischer werden.

CRISTINA YANG, *GREY'S ANATOMY*





# Inhalt

## HALLO

Ich bin alt und erzähle gern Lügengeschichten – 11

## Prolog

Nackt – 23

1

Nein – 25

2

Vielleicht? – 37

3

Ähhh, ja ...? – 51

4

Ja zur Sonne – 59

5

Ja zur ganzen Wahrheit – 83

6

Ja zur Kapitulation im Mütterkrieg – 111

7

Ja zum Spiel, Nein zur Arbeit – 133

**8**

Ja zu meinem Körper – 149

**9**

Ja zur Mitgliedschaft im Club – 179

**10**

Ja, danke – 187

**EINE ANMERKUNG ZUR ZEIT**

Ja zu mehr Ja – 217

**11**

Ja zum Nein, Ja zu schwierigen Gesprächen – 221

**12**

Ja zu Menschen – 241

**13**

Ja zum Austanzen (mit den richtigen Leuten) – 251

**14**

Ja zu mir selbst – 271

**15**

Ja zur Schönheit – 297

**Dank – 309**

**Bildnachweis – 317**

**Über die Autorin – 319**

# HALLO

## Ich bin alt und erzähle gern Lügendgeschichten

(Eine Art Warnhinweis)

Ich bin eine Lügnerin.

Und es ist mir egal, wenn jeder das weiß.

Ich denke mir ständig Geschichten aus.

Bevor Sie anfangen, über meinen Charakter und meine geistige Gesundheit zu spekulieren ... lassen Sie es mich erklären. Ich denke mir Geschichten aus, weil ich es muss. Es geht nicht darum, ob es mir Spaß macht. Ich meine, es *macht* mir Spaß. Ich habe große Freude daran, mir Geschichten auszudenken. Fantastereien mit hinter dem Rücken gekreuzten Fingern sind das, was mich am Laufen hält, mich in Schwung versetzt, mich antreibt.

Ich erfinde *gern* Geschichten. *Liebend* gern.

Außerdem ist der Drang dazu tief in meinem Inneren verankert. Mein Gehirn neigt von Natur aus zu Halbwahrheiten, es wendet sich stets der Fiktion zu. So wie sich eine Blüte Richtung Sonne dreht. So wie ich zum Schreiben die rechte Hand benutze. Das Fabulieren ist für mich eine schlechte Eigenschaft, die sich gut anfühlt und leicht zur Gewohnheit wird, aber schwer wieder loszuwerden ist. Abenteuerliche Geschichten

zu ersinnen, Fäden zu einer Erzählung zu verknüpfen ist mein schmutziges kleines Laster. Und ich mag es.

Doch es ist nicht *nur* eine schlechte Angewohnheit. Ich muss es tun. Es ist notwendig, dass ich es tue.

Denn wie sich herausstellte ...

... ist das Ersinnen von Geschichten ein *Beruf*.

Wirklich.

Ganz ernsthaft.

Das, was in der katholischen St.-Mary's-Schule in Park Forest, Illinois, dafür sorgte, dass ich die Pausen damit verbringen musste, in der Kirche zu knien und vor einer der Nonnen den Rosenkranz zu beten, ist tatsächlich ein grundanständiger Beruf.

»Erzähl es nicht weiter, aber weißt du was? Meine Mutter ist aus Russland geflohen. Sie war mit einem Typen verlobt, Wladimir, die Liebe ihres Lebens – aber sie musste ihn und alles andere dort zurücklassen. Es ist so traurig. Und jetzt muss sie so tun, als sei sie eine ganz normale Amerikanerin, sonst werden wir alle umgebracht. *Natürlich* spreche ich Russisch: *Da!* Was? Sie ist eine *schwarze* Russin, du Dummkopf. Die gibt es genauso wie weiße Russen. Ist ja auch ganz egal, was für eine Russin sie ist, wir können niemals dahin zurück, dort drüben ist sie so gut wie tot. Weil sie versucht hat, Leonid Breschnew umzubringen. Was soll das heißen, *warum*? Hast du denn gar keine Ahnung? Um uns vor dem nuklearen Winter zu bewahren. Um Amerika zu retten. Mann, ey.«

Brachte es mir Lob ein, dass ich wusste, wer Leonid Breschnew war? Verschaffte es mir Pluspunkte, dass ich mich in die russische Politik eingeleesen hatte? Dankte es mir jemand, dass ich die anderen Zehnjährigen über den Kalten Krieg aufklärte?

Hinknien. Kirche. Nonnen. Rosenkranz.

Ich kann den Rosenkranz im Schlaf herunterbeten. Ich *habe* den Rosenkranz im Schlaf herunterbetet.

Dafür ist das Geschichtenausdenken verantwortlich. Es ist verantwortlich für alles – für alles, was ich tat, für alles, was ich bin, für alles, was ich habe. Ohne die Geschichten, die Erzählungen, die Märchen, die ich zusammengesponnen habe, wäre ich heute wahrscheinlich eine sehr stille Bibliothekarin in Ohio.

Stattdessen sorgten meine Fantasieprodukte dafür, dass mein Leben nicht in den Abgrund führte, wie die Nonnen in der Schule es vorhergesagt hatten.

Die Geschichten, die ich mir ausdachte, brachten mich aus dem kleinen Schlafzimmer in einem Vorort von Chicago, das ich mir mit meiner Schwester Sandie teilte, in ein Studentenwohnheimzimmer einer der besten Unis der USA mitten in den Hügeln von New Hampshire und später ganz bis nach Hollywood.

Mein Schicksal reitet auf dem Rücken meiner Vorstellungskraft.

Die frevelhaften Flunkereien, die mir damals in den Pausen Strafbete einhandelten, ermöglichen mir jetzt, im Laden eine Flasche Wein und ein Steak zu kaufen und mir keine Gedanken über den Preis zu machen. Mir eine Flasche Wein und ein Steak kaufen zu können, ohne mir über den Preis Gedanken machen zu müssen, ist mir sehr wichtig. Das war eines meiner Ziele. Denn als ich Studentin an der Filmschule war, hatte ich oft kein Geld. Und so musste ich mich regelmäßig zwischen Wein und Dingen wie Toilettenpapier *entscheiden*. An Steaks war nicht einmal zu denken.

Es hieß: Wein oder Toilettenpapier.

Wein.

Oder.

Toilettenpapier.

Nicht immer hat das Toilettenpapier gewonnen.

Haben Sie mich gerade schief angeguckt? War das etwa ... haben Sie mich etwa *verurteilt*?

Nein. Sie können sich *nicht* einfach in dieses Buch drängen und mich verurteilen.

So werden wir uns *nicht* auf diese gemeinsame Reise begeben. Wir wollen eine schöne Zeit miteinander verbringen. Wir sind zusammen unterwegs, liebe Leser. Also soll sie, die ohne Wein ist, den ersten Stein werfen. Ansonsten ...

Manchmal gewinnt das Toilettenpapier eben nicht.

Manchmal hat eine mittellose Frau den Rotwein nötiger.

Daher müssen Sie nachsichtig mit mir sein, wenn ich mich nicht für meine Vorliebe für die magische Wirkung kleiner Flunzereien und Unwahrheiten entschuldige.

Denn ich lebe davon, mir Geschichten auszudenken.

Das Fabulieren ist jetzt mein Beruf. Ich bin Drehbuchautorin für Fernsehserien. Ich erfinde Figuren. Ich erschaffe ganze Welten in meinem Kopf. Ich Sorge für neue Wörter in der Alltagssprache – wenn Sie von Ihrer »Vajayjay« reden und Ihren Freunden bei der Arbeit erzählen, dass jemand »gepoped« wurde, geht das auf meine Serien zurück. Ich bringe Kinder zur Welt, ich beende Leben. Ich tanze es aus. Ich trage den weißen Hut. Ich operiere. Ich bin Gladiatorin. Ich entlaste. Ich erzähle, erfinde, ersinne. Ich hülle mich in Geschichten. Geschichten sind mein Beruf. Geschichten sind alles. Geschichten sind mein Ding.

Ja, ich bin eine Lügnerin.

Aber ich bin eine *Berufslügnerin*.

*Grey's Anatomy* war mein erster richtiger Job beim Fernsehen. Dass dieser erste Job gleich eine Serie war, die ich selbst kreiert hatte, bedeutete, dass ich zu Beginn der Serie keine Ahnung davon hatte, wie es beim Fernsehen lief. Ich fragte jeden Drehbuchautor, der meinen Weg kreuzte, wie es war, für

eine Staffel einer Fernsehserie zuständig zu sein. Es kamen viele tolle Ratschläge zusammen, die mir vor allem klarmachten, dass jede Serie anders und speziell ist. Doch eines war immer gleich: Jeder Drehbuchautor, den ich traf, benutzte dasselbe Bild – das Drehbuch für eine Fernsehserie zu schreiben sei wie Gleise für einen heranrasenden Zug zu verlegen.

Die Story ist das Gleis, das man stetig weiter verlegen muss, da der Zug naht. Der Zug ist die Produktion. Man schreibt und schreibt, man verlegt weiter Gleise, komme, was wolle, denn der Produktionszug donnert auf einen zu – komme, was wolle. Jede Woche muss die Filmcrew mit der Vorbereitung einer neuen Folge anfangen – Drehorte finden, das Set aufbauen, Kostüme entwerfen, Requisiten auftreiben, Aufnahmen planen. Und eine Woche später muss die Crew eine neue Episode *drehen*. Jede Woche. Eine Woche Vorbereitung. Eine Woche Dreharbeiten. Eine Woche, eine Woche, eine Woche, eine Woche. Was bedeutet, dass die Crew jede Woche ein funkelnagelneues Drehbuch benötigt. Und es ist meine Aufgabe, dafür zu sorgen, dass sie es auch bekommt. Jede. Verdammte. Woche. Der Zug naht. Jede Woche muss die Crew im Studio etwas zu drehen haben. Denn das Schlimmste, was passieren kann, ist ein Produktionsstopp, eine Entgleisung, denn das kostet die Filmfirma Hunderttausende Dollar, während alle warten. So etwas macht aus einem Drehbuchautor einen gescheiterten Drehbuchautor.

Also lernte ich rasch, wie man Gleise verlegt. Kunstvoll. Kreativ. Aber schnell wie der Blitz.

Als Grundlage nehme man eine Geschichte.

Einzelne Erzählstränge, um die Löcher aufzufüllen.

Etwas Fantasie, um die Kanten zu glätten.

Stets verspüre ich die Hitze des Schnellzuges auf meinen Waden und Oberschenkeln, an meinen Fersen, auf meinen

Schulterblättern und Ellbogen, auf der Sitzfläche meiner Hose, er droht, mich zu überfahren. Doch ich trete nicht einfach einen Schritt zur Seite und lasse mir den kühlen Wind ins Gesicht wehen, wenn der Zug an mir vorüberdonnert. Ich trete nie zur Seite. Nicht, weil ich nicht kann. Sondern, weil ich nicht will. Dies ist mein Job. Und für mich gibt es keinen besseren Job auf der Welt. Das Adrenalin, die Eile, das ... ich nenne es »das Summen«. In meinem Kopf ertönt eine Art Summen, wenn ich einen gewissen Schreibrhythmus, ein bestimmtes Tempo erreiche. Wenn sich das Verlegen der Gleise nicht mehr anfühlt, als krabbele ich auf Händen und Knien einen Berg hinauf, sondern als gleite ich mühelos durch die Luft. Als habe ich die Schallmauer durchbrochen. Alles in mir verschiebt sich. Ich durchbreche die Schreibmauer. Und das Gefühl beim Gleiseverlegen ändert sich, wandelt sich, aus Mühsal wird ein Hochgefühl.

Ich bin mittlerweile richtig gut darin, mir etwas auszudenken.

Ich lüge auf olympischem Niveau.

Doch es gibt ein weiteres Problem.

Ich bin alt.

Nicht so alt, dass ich entrüstet die Faust schüttele und laut brülle, wenn jemand über meinen Rasen läuft. Auch nicht verehrt-faltig-betagt-alt. Äußerlich merkt man es nicht. Äußerlich sehe ich richtig gut aus.

Ich sehe *jung* aus.

Ich sehe nicht alt aus und werde es wahrscheinlich auch nie tun. Ehrlich. Ich altere nicht. Nicht, weil ich ein Vampir bin oder so etwas.

Ich altere nicht, weil ich die Tochter meiner Mutter bin.

Meine Mutter? Sieht unglaublich aus. In einem schlechten Augenblick würde man sie vielleicht für eine leicht abgekämpfte Fünfundzwanzigjährige halten, die am Vortag ein



bisschen zu viel gefeiert hat. Dabei ist die Frau fast ... sie fände es nicht gut, wenn ich es verriete. Also nur so viel: Meine Mutter hat sechs Kinder, siebzehn Enkel und acht Urenkel. Wenn ich sie sehe, sage ich ihr gern, dass sie sich »gut gehalten« habe. Hauptsächlich, weil sie dieser Ausdruck ärgert. Und weil es sie auch zum Lachen bringt. Aber vor allem, weil wir alle wissen, dass es stimmt. Doch ganz heimlich sage ich es, weil ihr Anblick eine Erleichterung für mich darstellt – ich weiß, dass ich für mein Gesicht Ähnliches erwarten kann.

Wir Frauen in meiner Familie haben die Genlotterie gewonnen.

Sie halten das für einen Scherz?

Ist es nicht.

Wenn ich alt bin, werde ich mich gemeinsam mit den anderen Frauen aus der Familie meiner Mutter in einer Reihe anstellen und voller Freude den Gewinn abholen, den dieser Lottoschein verspricht. Denn wir haben nicht nur ein paar Kreuze richtig gesetzt, sondern den Jackpot geknackt. Mit allen sechs Zahlen und der Zusatzzahl.

Meine Tanten, meine Cousinen, meine Schwestern ... Sie sollten uns mal zusammen sehen, wie herausgeputzte Kleinkinder. Wir weiblichen Nachkommen meiner Großmutter Rosie Lee sehen verdammt gut aus. Weit und breit keine Falte zu sehen. »Our black won't crack – *for real*.« Wie meine Schwester Sandie und ich einander zu versichern pflegen: »Wir werden immer die heißesten Frauen im Altersheim sein.«

Und das ist bittersüß und traurig zugleich. Denn mein Gehirn ...

Mein Gehirn ist alt.

*Richtig alt.*

Keine-Zähne-mehr-im-Mund-alt.

Also ja. Ja, ich werde eine der beiden heißesten Frauen im Sunset Center sein, dem Heim für ältere Mitbürger, die keine Lust auf ein Leben wie im Film *Grey Gardens* haben.

Doch obwohl ich bestimmt zu den Stars auf dem Seniorenball gehören werde, erinnere ich mich dann nicht mehr daran, dass mir die Aussicht darauf, im Altersheim zu den heißen Feiern zu gehören, je Freude bereitet hat.

Denn äußerlich habe ich die Genlotterie zwar gewonnen, doch innerlich ...

Wir entscheiden uns hier oben drin zwischen Wein und Toilettenpapier, ja?

Mein Gedächtnis versagt.

Es geschieht ganz subtil. Wenn ich nicht den ganzen Tag damit zubringen würde, in meinem Kopf nach Wörtern zu wühlen und sie zu Sätzen zusammenzufügen, wäre es mir vielleicht nicht einmal aufgefallen. Doch da es so ist, fiel es mir auf. Wäre meine erste Fernsehserie keine Krankenhausserie gewesen, die mich nach jedem Niesen in der hypochondrischen Überzeugung, ich hätte einen Tumor oder eine schlimme Krankheit, schreiend zum Arzt rennen ließ, hätte ich die Symptome vielleicht als Schlafmangel abgetan. Doch da sie es war, kann ich es nicht.

Ich vergesse Namen, bringe Details einzelner Veranstaltungen durcheinander, bin mir sicher, eine verrückte Geschichte von einem Freund gehört zu haben, obwohl sie mir ein anderer erzählt hat. Das Innere meines Gehirns gleicht einem verblässenden Foto, Geschichten und Bilder entschwinden langsam in unbekannte Winkel. Dabei lassen sie Leerstellen zurück, wo ein Name oder eine Veranstaltung oder ein Ort sein sollten.

Jeder, der *Grey's Anatomy* gesehen hat, weiß, wie besessen ich von einem Mittel gegen Alzheimer bin. Jeder, der mich auch

nur flüchtig kennt, weiß, dass es meine größte Angst ist, Alzheimer zu bekommen.

Daher bin ich fest davon überzeugt, dass ich es habe. Ich bin mir *sicher*, dass ich Alzheimer habe. So sicher, dass ich mein löchriges Gedächtnis und meine kreischende Hypochondrie zum Arzt schleppe.

Ich habe kein Alzheimer.

Noch nicht.

(Danke, liebes Universum. Du bist schön und klug. Super schön und superklug.)

Ich habe kein Alzheimer.

Ich bin einfach nur alt.

Erheben wir die Gläser zum Gedenken an meine Jugend.

Die Zeit ist einfach nicht auf meiner Seite. In meinem Gedächtnis machen sich langsam, aber sicher Lücken breit. Die Einzelheiten meines Lebens verschwinden. Mir werden die Bilder von den Wänden meiner Erinnerung gestohlen.

Das ist anstrengend. Und verwirrend. Manchmal lustig. Und oft traurig.

Aber.

Ich lebe davon, mir Geschichten auszudenken. Schon immer. Daher:

Ohne dass ich je den Plan gefasst, ohne dass ich es aktiv versucht, ohne dass ich auch nur bemerkt hätte, was passiert, ist die Geschichtenerzählerin in mir eingesprungen und kümmert sich um das Problem. Meine innere Lügnerin übernimmt das Kommando und lässt der Fantasie freien Lauf. Füllt ... die Leerstellen aus. Übermalt das Nichts. Schließt die Lücken und stellt Zusammenhänge her.

Verlegt Gleise für den Zug.

Der Zug, der naht, komme, was wolle.

Denn das ist mein Job.

Geschichten fortzuspinnen ist mein Ding.

Was mich vor ein Problem stellt.

Dieses Buch ist keine Fiktion. Es handelt nicht von Figuren, die ich erfunden habe. Es spielt nicht im Seattle-Grace-Hospital oder bei Pope & Partner. Es handelt von mir. Es spielt in der Realität. Es soll *nur* Tatsachen enthalten.

Was bedeutet, dass ich nichts ausschmücken darf. Ich darf nicht hier und dort etwas hinzufügen. Ich darf keine funkelnde Schleife herumwickeln oder eine Handvoll Glitzer darüberstreuen. Ich darf kein besseres Ende schaffen oder eine spannendere Wendung einbauen. Ich darf nicht »Scheiß drauf« sagen, mich für die gute Geschichte entscheiden und später einen Rosenkranz beten.

Ich darf mir nichts ausdenken. Ich muss die Wahrheit sagen. Mein Arbeitsmaterial ist ausschließlich die Wahrheit. Doch es ist *meine* Wahrheit. Und darin besteht das Problem.

Sie verstehen, was ich meine, oder?

So. Das hier ist wohl mein Warnhinweis.

Ist jedes einzelne Wort in diesem Buch wahr?

Ich hoffe es.

Ich meine es.

Ich glaube es.

Doch woher zum Teufel soll ich es wissen, wenn das nicht so ist?

*Ich bin alt.*

*Ich denke mir gern Geschichten aus.*

Okay. Es ist möglich. Es könnten ein paar Gleise vorkommen. Ich könnte auf diesen Seiten Gleise für den herannahenden Zug verlegt haben. Das war nicht meine Absicht. Es war nicht mein Ziel. Ich glaube nicht, dass ich es getan habe. Aber möglich ist es.

Lassen Sie es mich so sagen: Das hier ist die Wahrheit, wie ich sie in Erinnerung habe. Wie ich sie kenne. Soweit eine alte

Lügnerin die Wahrheit kennen kann. Ich tue mein Bestes. Und wenn ich nicht jedes Detail korrekt wiedergegeben habe, nun gut ...

... noch einmal für die Leute auf den billigen Plätzen ...

*Ich bin alt.*

*Und ich erzähle gern Lügengeschichten.*



# Prolog

## Nackt

Als mir das erste Mal nahegelegt wurde, ein Buch über dieses Jahr zu schreiben, wollte ich instinktiv Nein sagen.

Über mich selbst zu schreiben fühlt sich ungefähr so an, als würde ich in einem guten Restaurant auf einen Tisch klettern, mein Kleid heben und allen Leuten zeigen, dass ich keine Unterhose trage.

Das heißt, es fühlt sich *anstößig* an.

Es stellt die Teile meiner selbst, die ich normalerweise für mich behalte, öffentlich aus.

Die üblen Teile.

Die geheimen Teile.

Wissen Sie, ich bin introvertiert. Ganz und gar. Bis ins Mark. Meine Knochen sind introvertierte Knochen. Mein Rotz ist introvertierter Rotz. Bei jedem Wort, das ich tippe, schreit jede Zelle meines Körpers, es sei widernatürlich, dieses Buch zu schreiben.

Eine Dame entblößt ihre Seele nicht außerhalb ihres Boudoirs.

Nackt vor Sie zu treten macht mich nervös und fahrig, so als hätte ich an einer ganz ungünstigen Stelle Ausschlag. Es lässt mich schwer atmen, sodass ich wie ein merkwürdiger, panischer Hund klinge. Es führt dazu, dass ich in der Öffentlichkeit

völlig unpassend in Gelächter ausbreche, sobald ich daran denke, dass das Buch von Leuten gelesen wird.

Dieses Buch zu schreiben verursacht mir Unbehagen.

Und genau darum, liebe Leser, geht es. Das ist der Sinn des Ganzen. Deshalb schreibe ich es überhaupt. Trotz der Zuckungen, des Gelächters und der Hechelei.

Zu viel Behaglichkeit war der Auslöser der ganzen Sache.

Na ja, zu viel Behaglichkeit und sechs alarmierende Wörter.

Und Truthahn.





Letztes Jahr verkündete meine Mutter, dass ihr die ganze Arbeit zu viel sei. Ja, es hatte immer alles ganz mühelos gewirkt – doch das hieß nicht, dass es auch mühelos *war*. Und so erklärte meine Mutter trotz unumstrittener Herrschaft, sie werde abdanken.

Heute Vormittag wagt Delorse nun zum ersten Mal den großen Schritt und setzt sich die Krone auf.

Deshalb ist meine Schwester reizbar und gefährlich.

Sie macht sich nicht einmal die Mühe, zu mir hochzuschauen, als sie diese Wörter murmelt. Dafür ist keine Zeit. In weniger als drei Stunden werden unsere hungrigen Familienmitglieder und Freunde einfallen. Wir sind noch nicht einmal in der Phase angelangt, in der der Truthahn mit Bratflüssigkeit übergossen wird. Daher gilt: Solange meine Schwester mich nicht erlegen, zubereiten und mit Füllung, Bratensaft und Cranberry-Soße servieren kann, habe ich im Augenblick keine Chance auf ihre ungeteilte Aufmerksamkeit.

»Du sagst nie zu irgendetwas Ja.«

Delorse ist die Älteste von uns Geschwistern. Ich bin die Jüngste. Uns trennen zwölf Jahre, in denen unsere Brüder und Schwestern zur Welt kamen – Elnora, James, Tony und Sandie. Mit so vielen Geschwistern zwischen uns entstand in unserer Kindheit schnell das Gefühl, dass wir zwar im selben Sonnensystem lebten, einander aber nie auf unseren jeweiligen Planeten besuchten. Schließlich begann Delorse zu studieren, als ich in die Schule kam. Ich habe vage Kindheitserinnerungen an sie – wie sie mir das Haar zu viel zu festen Cornrows flocht und mir so Kopfschmerzen verursachte, wie sie meinen älteren Brüdern und Schwestern einen brandneuen Tanz namens »Bump« beibrachte, wie sie bei ihrer Hochzeit zum Altar schritt, meine Schwester Sandie und ich als Schleppenträgerinnen hinter ihr, unser Vater an ihrer Seite. Als Kind verkörperte sie die

Art Frau, zu der ich heranwachsen sollte. Heute zählt sie zu meinen besten Freundinnen. In den meisten wichtigen Erinnerungen meines Erwachsenenlebens spielt sie eine Rolle. Daher passt es wohl ganz gut, dass sie auch jetzt hier ist und diese Wörter in meine Richtung murmelt. Es passt, dass sie in diesem Augenblick gleichzeitig diejenige ist, die mir erklärt, zu was für einem Menschen ich mich entwickeln soll, *und* diejenige, die im Zentrum der Erinnerung steht, die eine der bedeutendsten meines Lebens werden wird.

Und dieser Augenblick *ist* wichtig.

Das weiß sie nicht. Das weiß ich nicht. Noch nicht. Jetzt gerade fühlt sich dieser Moment nicht weiter bedeutsam an. Jetzt gerade fühlt es sich nur so an, als stände das Thanksgiving-Essen vor der Tür und Delorse sei erschöpft.

Sie ist bereits vor dem Morgengrauen aufgestanden, um mich anzurufen und mich daran zu erinnern, den knapp zehn Kilogramm schweren Truthahn aus dem Kühlschrank zu holen, damit er schon einmal Raumtemperatur annimmt. Dann kam sie die vier Blocks von ihrem Haus zu mir herüber, um das aufwendige Abendessen für unsere Familie zuzubereiten. Es ist noch nicht ganz elf Uhr, aber sie ist schon seit Stunden am Werkeln. Schnippelt, rührt, schmeckt ab. Sie arbeitet hart.

Und ich schaue ihr dabei zu.

Es ist nicht so schlimm, wie es klingt.

Ich habe nicht *nichts* getan.

Ich bin nicht *nutzlos*.

Ich habe Delorse Dinge angereicht, wenn sie danach gefragt hat. Außerdem trage ich meine drei Monate alte Tochter in einem Tuch vor dem Bauch und meine anderthalbjährige Tochter auf der Hüfte herum. Ich habe meiner Elfjährigen die Haare gekämmt, den Fernseher ausgeschaltet und ihr ein Buch in die Hand gedrückt.

Und wir reden. Meine Schwester und ich. Wir reden. Berichten einander alles, was passiert ist, seit ... nun ja, seit gestern oder vielleicht vorgestern.

Gut. Okay. *Ich* rede.

Ich rede. Sie kocht. Ich rede und rede und *rede*. Ich habe ihr viel zu erzählen. Ich liste ihr all die Einladungen auf, die in der letzten Woche oder so bei mir eingegangen sind. Jemand will, dass ich auf einer Konferenz spreche, ein anderer hat mich zu dieser schicken Party eingeladen, und außerdem habe ich eine Anfrage, in das Land Soundso zu reisen, um dort den König zu treffen, und auch eine für einen Auftritt in einer bestimmten Talkshow. Ich liste zehn oder elf Einladungen auf, die ich erhalten habe. Ich berichte Delorse im Detail davon.

Ich muss zugeben, dass ich etwas dick auftrage, dass ich manches ausschmücke, Gleise verlege. Ich bausche das Ganze absichtlich ein bisschen auf – ich versuche, meine große Schwester zu einer Reaktion zu bewegen. Ich will Eindruck schinden. Ich will, dass sie mich für cool hält.

Wissen Sie, ich bin in einer tollen Familie aufgewachsen. Meine Eltern und Geschwister haben viele wunderbare Eigenschaften. Sie sind allesamt hübsch und klug. Und wie schon gesagt, sie sehen alle aus wie Neugeborene. Dennoch haben alle meine nächsten Familienmitglieder eine außerordentlich üble Angewohnheit gemeinsam.

Sie interessieren sich nicht für meine Arbeit.

Kein bisschen.

Keiner von ihnen.

Nicht ein Einziger.

Sie alle finden die Vorstellung, irgendjemand könne von mir beeindruckt sein – egal, aus welchem Grund –, schlicht verstörend. Menschen, die sich so verhalten, als wäre ich in irgendeiner Weise interessant, stürzen sie in Verwirrung. Sie starren

einander verblüfft an, wenn mich irgendjemand anders behandelt, als sie es tun – wie eine total trottelige, ununterbrochen plappernde kleine Schwester.

Hollywood ist ein seltsamer Ort. Es ist leicht, hier den Kontakt zur Realität zu verlieren. Doch nichts sorgt für mehr Bodenhaftung als eine Horde von Geschwistern, die immer, wenn jemand um ein Autogramm bittet, ehrlich entsetzt fragen: »Von ihr? Ein Autogramm von Shonda? Sind Sie sicher? Shonda? Wirklich, *Shonda*? Shonda *RHIMES*? Warum?«

Das ist echt hart. Doch andererseits ... überlegen Sie mal, wie viele aufgeblasene Egos verhindert worden wären, wenn jeder fünf ältere Brüder und Schwestern hätte. Sie lieben mich. Von ganzem Herzen. Doch sie werden sich keinen Promi-VIP-Mist von ihrer Brillenschlangen-Schwester bieten lassen, die einst vor ihrer aller Augen Buchstabensuppe quer über die Veranda kotzte und dann auf dem Erbrochenen ausrutschte und mit dem Gesicht voran hineinfiel.

Aus diesem Grund veranstalte ich gerade einen verbalen Stepptanz durch den ganzen Raum, so verbissen, als ginge es um den Sieg bei *Dancing with the Stars*. Ich versuche, meiner Schwester irgendein Anzeichen dafür zu entlocken, dass sie beeindruckt ist, einen Funken, der zeigt, dass sie mich doch in gewisser Weise für cool hält. Die Bemühungen, meine Familienmitglieder zu einer Reaktion zu bewegen, sind fast schon zu einem Spiel für mich geworden. Ein Spiel, bei dem ich fest daran glaube, eines Tages zu gewinnen.

Aber nicht heute. Meine Schwester würdigt mich nicht einmal eines Blickes. Stattdessen fällt sie mir – ungeduldig, möglicherweise müde und wahrscheinlich genervt von meinem endlosen Gerede über die ganzen mondänen Einladungen – ins Wort: »Gehst du zu irgendeiner dieser Veranstaltungen hin?«

Ich stocke. Etwas verdutzt.

»Hä?« Das ist meine Reaktion. »Hä?«

»Diese Veranstaltungen. Diese Partys, Konferenzen und Talkshows. Hast du irgendwo zugesagt?«

Einen Augenblick lang stehe ich einfach da. Sprachlos. Verwirrt.

*Wovon redet sie? Zusagen?*

»Äh, nein. Ich meine ... nein«, stammele ich. »Ich kann doch nicht ... natürlich habe ich Nein gesagt. Ich meine, so viel, wie ich zu tun habe.«

Delorse schaut nicht auf. Sie schneidet weiter Gemüse.

Als ich später darüber nachdenke, wird mir klar, dass sie mir wahrscheinlich nicht einmal zugehört hat. Wahrscheinlich überlegt sie, ob sie für die Käsemakkaroni, die sie als Nächstes machen will, genügend Cheddar gerieben hat. Oder sie entscheidet, wie viele Kuchen sie backen wird. Oder sie fragt sich, wie sie sich im folgenden Jahr davor drücken könnte, wieder für das Thanksgiving-Essen zuständig zu sein. Doch in jenem Augenblick erkenne ich das nicht. Dass meine Schwester in dem Moment nicht einmal aufschaut? Das hat etwas zu BEDEUTEN. Es fühlt sich an, als stecke eine Absicht dahinter.

Es wirkt tiefgründig.

Wie eine Herausforderung.

*Unhöflich.*

Ich muss mich verteidigen. Was habe ich zu meiner Verteidigung zu sagen? Was kann ich ...

Genau in diesem Augenblick (und derart zufällig, dass ich beschliesse, das Universum müsse mich *lieben*) spuckt Beckett, das heitere, drei Monate alte Baby im Tuch vor meiner Brust, eine Milchfontäne aus, die wie ein gruselig-warmer Wasserfall mein Shirt hinabrinnt. Die zimperliche Anderthalbjährige auf meiner Hüfte, der Mond zu Becketts sonnigem Gemüt, rümpft die Nase.

»Es stinkt, Liebling«, erklärt sie mir. Emerson nennt alle Leute »Liebling«. Während ich in ihre Richtung nicke und auf dem übel riechenden, warmen Milchfleck herumtipfe, halte ich kurz inne. Betrachte das Chaos in meinen Armen.

Und weiß, wie ich mich verteidigen kann.

»Beckett! Emerson! Ich habe Babys!! *Und* Harper! Ich habe eine elfjährige Tochter. Das ist eine heikle Phase. Ich kann nicht einfach irgendwohin fahren und alles Mögliche machen! Ich muss mich um die Kinder kümmern.«

Das brülle ich quer über die Küchentheke in Richtung meiner Schwester.

*Halt.* Wo gerade von Dingen die Rede ist, um die ich mich kümmern muss ... Ich bin auch noch für eine weitere Kleinigkeit zuständig – die Donnerstagabende\*. Ha! Ich mache einen Siegestanz durch die Küche und zeige auf Delorse. Hämisch.

»Außerdem habe ich einen Job! Zwei Jobs! *Grey's Anatomy* UND *Scandal*! Drei Kinder und zwei Jobs! Ich habe ... keine Zeit! Ich bin Mutter! Ich bin Autorin! Ich habe meine Serien!«

Bam!

Welch ein Triumph. Ich bin eine Mutter. Eine *Mutter*, verdammt. Ich habe Kinder. DREI Kinder. Und ich bin für zwei Fernsehserien gleichzeitig verantwortlich. Von meiner Arbeit sind mehr als sechshundert Mitarbeiter abhängig. Ich bin eine Mutter, die arbeitet. Eine berufstätige Mutter.

Wie ... Beyoncé.

Ja.

*Genau* wie Beyoncé.

\* Anm. d. Üb.: In den USA werden die Serien von Shonda Rhimes – *Grey's Anatomy*, *Scandal* und mittlerweile auch *How to Get Away With Murder* – nacheinander jeden Donnerstagabend im Fernsehen ausgestrahlt.

SHONDA RHIMES  
**DAS Ja EXPERIMENT**  
 „YEAR OF YES“  
 Wie ein kleines Wort  
 dein Leben ändern kann!



Shonda Rhimes

**Das Ja-Experiment – Year of Yes**

Wie ein kleines Wort dein Leben ändern kann!

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 320 Seiten, 13,5 x 20,6 cm  
 35 farbige Abbildungen, 2 s/w Abbildungen  
 ISBN: 978-3-453-20130-9

Heyne

Erscheinungstermin: Oktober 2016

Shonda Rhimes schreibt Drehbücher für die erfolgreichsten Serien: Grey's Anatomy, Private Practice und How to Get Away with Murder sind auch hierzulande Publikumsrenner. Bloß beim Drehbuch für ihr eigenes Leben fehlt ihr der nötige Schwung: Privat ist sie schüchtern, ängstlich, menschen-scheu. Bis sie eines Tages beschließt, sich zu ändern. Mit einem fi Imreifen Trick: einfach ein Jahr lang zu allem Ja sagen.

Ebenso witzig und selbstironisch wie ihre TV-Serien und zugleich schonungslos ehrlich beschreibt Rhimes die große Wirkung eines kleinen Wortes, das aus ihr einen neuen Menschen macht – glücklich, selbstbewusst und 60 Kilo leichter. Die wahrscheinlich unterhaltsamste und motivierendste Aufforderung, das eigene Leben mutiger zu gestalten!

 [Der Titel im Katalog](#)